

**Prof. Dr. Sabine Hark**

**Leiter\_in des ZIFG der TU Berlin & Vorsitzende der Auswahlkommission des Berliner Chancengleichheitsprogramms (BCP)**

»**Kunst wider die Marginalisierung. Chancengleichheit von Frauen\* in Hochschulpolitik & an Kunsthochschulen**« ist das Thema der heutigen Veranstaltung. Ein wichtiges Feld und Thema. Gerade weil wir vielleicht spontan denken, dass die Künste und Medien Felder sind, in denen Geschlechtergerechtigkeit Realität ist. Weit gefehlt, wie ein nicht mal sehr genauer zweiter Blick zeigt. In Vorbereitung auf heute habe ich mich noch einmal ausführlicher mit der Studie beschäftigt, die der Dt. Kulturrat im vergangenen Jahr im Auftrag der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien, Monika Grütters, zu Frauen in Kultur und Medien erstellt hat. Ein Kapitel der Studie ist der Frage von Netzwerken gewidmet. Daraus will ich Ihnen einige Schlaglichter präsentieren, da sie, besser als ich das könnte, die Notwendigkeit von Netzwerken mehr als deutlich machen.

**Olaf Zimmermann**, Geschäftsführer des Dt. Kulturrates: »Wenn ich als Geschäftsführer des Deutschen Kulturrates eine Stelle für ein Praktikum, eine Studentische Mitarbeit oder eine oder einen Referenten ausschreibe, bewerben sich in erster Linie Frauen. Hoch qualifizierte Frauen mit hervorragenden Zeugnissen, mit Berufserfahrungen vielfältiger Form, lern- und wissbegierig und mit hohem Einsatz. Obwohl unter den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Deutschen Kulturrates längst schon die Rede von einer erforderlichen Männerquote ist, fällt die Wahl bei einer Personalentscheidung meist zugunsten von Frauen aus, weil ihre männlichen Mitbewerber oftmals weniger qualifiziert sind und zugleich mit einem unangemessenen Selbstbewusstsein auftreten.«

**Ulrike Rosenbach**: »Es gibt ein ganzes Netzwerk von Kunstwerkern, Historikern, Wissenschaftlern und Museumsdirektoren, die einen bestimmten Ideologie-Haushalt haben. In diesem Ideologie-Haushalt dürfen Feminismus, die Rechte von Frauen oder politische Inhalte überhaupt nicht vorkommen. Deshalb gibt es in hochwertigen Sammlungen von hochwertigen Museen nach wie vor relativ wenige Werke von Künstlerinnen.«

**Nele Hertling**: »Ich habe immer gefunden, dass Frauen viel konkurrenzloser miteinander arbeiten und kommunizieren, viel offener miteinander umgehen und daher auch weitgehend ohne Ängste mit anderen in Netzwerken arbeiten. Man muss natürlich unterscheiden, was man unter Netzwerken versteht. Es gibt Vernetzungen im negativen Sinne, bei denen sich Leute zusammenschließen, um die Macht zu behalten. In dieser Art von Netzen sind Männer sicher besser und stärker. Diese Machtnetzwerke existieren auch in Berufsumfeldern, wenn zum Beispiel Intendanten sich zusammenschließen. Aber in dem, was ich Netzwerke nenne, die dem Nutzen der Kunst und Künste dienen, sind Frauen besser.«

**Brigitta Muntendorf**: »Diese Art und Weise, wie Männer Gruppen bilden und miteinander kommunizieren und kooperieren: Bei Frauen sehe ich das überhaupt nicht. Vielleicht tun das einige Frauen schon, aber mir ist das alles viel zu wenig. Ich frage mich: Funktioniert das bei Männern in diesem Bereich grundsätzlich einfach besser, dass sie sich zusammenschließen und auch wieder für sich sorgen? Dass sie Netzwerke bilden und auch Wirtschaftsgemeinschaften. Also nach der Devise: ›Wir kooperieren, wir bringen uns gegenseitig voran, wir tragen zum gegenseitigen Erfolg bei.« Das nenne ich Wirtschaftsgemeinschaften. In der Kunst generell habe ich oft das Gefühl, dass das mit Männern sehr gut funktioniert. Das ist etwas ganz Natürliches, weil man es einfach so macht. Bei Frauen sehe ich solche Netzwerke überhaupt nicht, und ich muss auch sagen, dass ich da selbst oft scheitere, dass es schwer ist, etwas mit Frauen aufzubauen.«

Als roter Faden zieht sich durch, dass neben allem Anspruch an Qualität, neben der eigenen Einschätzung, durchaus manchmal fordernder und forscher auftreten zu können, es vor allem die informellen Netzwerke und die gewachsenen Strukturen der Geschlechterverhältnisse sind, die es Frauen schwer machen, gleichberechtigt Fuß zu fassen. Die Geschlechterverhältnisse zum Tanzen zu bringen, damit sind Künstlerinnen und andere Akteurinnen des Kulturbereiches, die ihre Arbeit ausdrücklich feministisch verstanden haben, angetreten. Nach wie vor ist »Feminismus« heute aber ein Begriff, der bei vielen Menschen Befürchtungen oder Vorurteile auslöst. Eines wurde in den Gesprächen sehr deutlich: Es gibt noch viel zu tun in Sachen Gleichstellung in Kunst und Kultur. Und es wird sicher noch weiterer Bewusstseinsbildung und Überzeugungsarbeit bedürfen, bis sich Frauen in diesem Bereich »auf Augenhöhe« bewegen können, oder, wie Nina George es gesagt hat, bis auch eine »ganz durchschnittliche Frau« Chefin wird.

## **Solidarität subaltern**

Seit einiger Zeit treibt mich ein Satz von Hito Steyerl um. Im Blick auf weltweite Ungleichheiten hatte Steyerl angemerkt, Solidarität selbst sei subaltern geworden und könne nicht mehr vernehmbar artikuliert werden. Steyerls Beobachtung wirkt heute aktueller denn je.

### **Stichwort: Feministische Intervention von Künstler\*innen**

Vernachlässigung und Verunsicherung, Ausgrenzung und Entwürdigung, Hass und Verletzung, Gewalt und Terror, Ausbeutung und Herrschaft scheinen die Insignien unserer Zeit und prägen vielleicht mehr denn je das (welt-) gesellschaftliche Miteinander. Seit Langem sind wir Zeug\*innen dessen, dass auch die gesellschaftliche Mitte, die sich selbst verstärkt als Opfer von *political correctness* inszeniert, zunehmend enthemmt hasst und diffamiert, beleidigt und pöbelt – oder wahlweise hassen lässt, indem sie den Diskurs beliefert »mit Mustern aus Res-

timents und Vorurteilen ... mit denen stigmatisiert und entwertet ... und Menschen gedemütigt und angegriffen werden«. Eine Haltung, die der Bielefelder Konfliktforscher Wilhelm Heitmeyer als »rohe Bürgerlichkeit«, als die »geballte Wucht rabiaten Eliten« beschrieben hat: Ein (längst nicht mehr nur) semantischer Klassenkampf von oben, der die Gleichwertigkeit von

Menschen leugnet, ihre psychische und physische Integrität antastbar macht und dem eben jene »rohe Bürgerlichkeit« als Transmissionsriemen dient gegen diejenigen, die als Auszugrenzende definiert werden.

Auch die global größer werdende Ungleichheit scheint Steyerl Recht zu geben. Jedenfalls mutet »Solidarität« in der Tat wie ein Begriff aus einer fernen Zeit an – angesichts der Tatsache, dass das reichste Eine Prozent der Weltbevölkerung 46 % des globalen Vermögens sein Eigen nennt, und global gesehen mehr denn je einige wenige über die Verhältnisse aller Anderer leben, während

als moralische Leitwährung das neoliberale Credo gilt, dass jede und jeder nur für sich selbst, nicht aber für andere verantwortlich ist. Stetig vertieft sich so die Kluft zwischen Anteilslosen und Anspruchsberechtigten, wie uns auch der weltweite Umgang mit Migrant\*innen verdeutlicht, deren Aspirationen auf ein besseres Leben in einem Schlauchboot auf dem Mittelmeer, im »Dschungel« von Calais oder an der Mauer zwischen den USA und Mexiko verlöschen. Nun meinen nicht Wenige, solidarisch sein können wir nur mit Einigen, keinesfalls mit Allen beziehungsweise nur den Angehörigen der eigenen Gruppe gegenüber sei es möglich, Solidarität zu praktizieren. Aber wer gehört in einer kosmopolitischen Welt, in der meine Entscheidung, welches T-Shirt ich kaufe, einen Einfluss auf die Lebensbedingungen eines Mädchens beispielsweise in Myanmar hat, zur jeweils eigenen Gruppe? Können wir heute Solidarität tatsächlich noch räumlich oder kulturell begrenzt denken? Ist nicht gerade der Umstand, dass wir meinen, nur mit den uns Nächsten solidarisch sein zu können, der Grund, weshalb Steyerl davon spricht, die Sprache für Solidarität sei verloren gegangen?

Wie also kann Solidarität wieder vernehmbar artikuliert werden? Und unzweifelhaft muss sie wieder hör- und lebbar werden. Wie müsste eine *neue* Sprache der Solidarität aussehen, die uns ebenso dabei hilft, die weltweiten Interdependenzen und global verflochtenen Netzwerke der Macht zu begreifen, wie dabei, ein Ethos zu erlernen, das, so die Berliner feministische Theoretikerin Christina Thürmer-Rohr, sich nicht nur an diejenigen richtet, »mit denen wir uns verbunden fühlen, sondern ebenso an jene,

die wir weder kennen noch durchschauen, mit denen wir nichts zu tun haben wollen«? Was es dafür gegenwärtig vielleicht dringlicher denn je braucht, ist eine entschiedene und durchaus parteiische Leidenschaft für die Welt; ein unerschrockenes Einmischen und Eintreten für die Teilhabe aller an Welt. Was es braucht, ist eine globale politische Moral, eine Moral, die sich offen zeigt für diese Welt und die bereit ist, von dem, was sich in ihr ereignet, berührt und bewegt zu werden. Was es braucht, ist Sensibilität für die vielfältigen Weisen von Entwürdigung und Entrechtung, Entfremdung und Isolation, für die vielen Gestalten körperlicher und emotionaler Verletzung, von Gewalt und Zerstörung. Was es braucht, ist eine Grammatik für das Zusammen- und Miteinander-Sein der *Verschiedenen*, eine Grammatik, die es uns ermöglicht, wie die Philosophin Luce Irigaray schreibt, die Koexistenz mit den anderen zu erlernen und uns einer Welt zu öffnen, »die sich von unserer unterscheidet«. Solidarität wäre, in diesem Licht betrachtet, nicht mehr, aber auch nicht weniger als der Name für ein Ethos der Begegnung mit den Anderen *ohne* deren Andersheit auszulöschen.